

Die Chance

Lockdown Logbuch, Hans Platzgumer

Im Wochenticker, März/April 2020

Sperrzonenleben, Woche #4:

Think tank

Die Exerzitien, die uns verschrieben worden sind, dauern seit vier Wochen an. Die Rüsttage der christlichen Kirchen, die 30-tägigen Ignatianischen Exerzitien etwa, umfassen eine ähnliche Zeitspanne und werden zu ähnlichem Datum, in der Fastenzeit, durchgeführt. Das Ziel dieser Isolationsübungen ist eine möglichst tiefe Begegnung mit sich selbst, wodurch nicht nur die Gegenwart Gottes erahnbar, sondern auch die Neuorientierung des irdischen Lebens ermöglicht werden soll. Auf Staatskosten sitzt derzeit die österreichische Bevölkerung ihre Einkehrtage aus. Einige alte Routinen haben wir abgeworfen, einige neue sind hinzugekommen. Zu meinen Routinen zählt nach wie vor das tägliche Schreiben, aber die Themensetzung, der *Mindframe*, änderte sich. Die zwingende Situation erfordert zwingendes Schreiben, und die Schreibkonzentration wird mit dem Fehlen äußerer Ablenkungen schärfer. Zu scharf sogar, ich schaffe es kaum, aus meiner andauernden Meditation über Sinn und Unsinn der aktuellen Geschehnisse, auszubrechen. Sie setzt sich in allem fort, was ich tue, es ist wie ein Fluch. Wenn der Sinn von Exerzitien die uneingeschränkte Beschäftigung mit dem Wesentlichen ist, so erfüllt der Lockdown diesen Zweck für mich erschreckend gut.

Als ich ein Kind war, bezog mein Onkel, ein Jesuitenpater, jährlich einen Monat lang das abgelegene Berghaus meiner Eltern in Tirol. Er besaß kein Auto, wir brachten ihn mit allem, was er für diesen Monat benötigte, hinauf auf den Berg. Wir halfen ihm, die Lebensmittel zu verstauen, auch ausreichend Wein hatte er selbstverständlich mitgenommen. Dann verabschiedeten wir uns, fuhren zurück in die Stadt und ließen den Onkel allein in der Einöde zurück. Ich fragte mich, was er wohl dort oben einen Monat lang machen würde? Sogar ein Jesuit musste doch hin und wieder etwas anderes tun als beten. „Schaltet er nicht einmal das Radio an?“, fragte ich. „Doch“, sagte mein Vater. „Und einmal am Tag geht er spazieren. Ansonsten aber bleibt er im Haus.“ Ähnlich stellte ich

mir das Leben im Kloster vor, nur dass man dort wenigstens nicht allein war. Das Wort *Lockdown* gab es damals noch nicht in meinem Vokabular. Heute praktizieren wir alle Exerzitien. Einige von uns sind allein wie mein Onkel, sie haben mit Einsamkeit zu kämpfen. Andere sind mit ihren Angehörigen zusammen, oft mit zuvielen auf zu engem Raum, sie haben mit dem Gegenteil von Einsamkeit zu kämpfen.

Einer meiner Freunde verbringt jährlich eine Woche der Schweigemeditation auf einer hochalpinen Schweizer Berghütte. Heuer hat ihm das Virus den Plan vereitelt. Er wird womöglich nicht allzu traurig darüber sein, denn was er von diesen abgeschiedenen Tagen berichtet, klingt nach zwanghaftem, existenzialistischem Mühsal. Stunden über Stunden sitzt er vor einer weißen Wand oder im Kreis mit wildfremden Menschen herum, denen nicht erlaubt ist, miteinander zu reden. Sie müssen keinen Mund-Nasen-Schutz tragen und auch der Mindestabstand von einem Meter wird nicht polizeilich überwacht, dennoch ist ihr *social distancing* bereits am zweiten Seminartag derart fortgeschritten, dass ihr Kontakt vollkommen abbricht. Bei der Ankunft begrüßten sich die Teilnehmer noch, am Ende des Seminars werden sie sich voneinander verabschieden, in den Tagen dazwischen aber herrscht eisernes Schweigen, selbst wenn gemeinsam das Essen eingenommen wird. Mein Freund erzählt von Aggressionen, die in ihm wegen Kleinigkeiten hochkamen. Inmitten der schweigenden Berghütte wurde das Schnaufen, das Schmatzen, das Rascheln des Nachbarn unerträglich. Der Geruch und die flüchtigen Blicke der anderen waren kaum auszuhalten. Der schlurfende Gang des einen. Das Gähnen des anderen. Der dort drüben konnte scheinbar überhaupt nicht still sitzen. Eine Tortur. Wer drohte durchzudrehen, durfte beim Seminarleiter um eine halbstündliche Unterredung im Büro ansuchen.

Im Vergleich dazu ist unsere Ausgangssperre ein luxuriöses Unterfangen – auch wenn es sich für den einen oder anderen wie Knast anfühlt. Doch statt auf Pritschen schlafen wir im eigenen Bett, statt Latrinen benutzen wir das eigene Klo. Wir haben gut Klopapier gehortet, auch genügend Lebensmittel und Wein. Manche werden sich wie mein Onkel an täglichen Gebeten versuchen, andere wie ich im Meditieren, manche werden das Radio immerzu aufgedreht haben, andere die Gnade des Spaziergangs bis übers Limit auszukosten wissen. Jeder aber beginnt, im Rahmen seiner Möglichkeiten nachzudenken. Dies führt den einen vielleicht zum Schluss, dass gedrosseltes Netflix Scheiße ist, und den anderen, dass die Hälfte der Dinge, die ihm vorher unverzichtbar erschienen, Scheiße waren. Für jeden von uns gibt es ein Vorher und ein Nachher. Und

dazwischen, jetzt, die Krise. *Eine Krise besteht darin, dass das Alte stirbt und das Neue nicht geboren werden kann.* So hielt es der italienische Intellektuelle Antonio Gramsci in den 1930er Jahren in den Gefängnisheften fest, die er während langer Haftjahre unter der faschistischen Diktatur verfasste.

Als in den letzten Jahren unsere westlichen Demokratien immer unvollständiger, beschädigter, illiberaler wurden, die Zahl der Hybridregime und autoritär geführter Staaten zunahm, Österreich in Demokratie-Rankings abrutschte und Rechtspopulisten dank Social-Media-Blasen, Fake News und zunehmender Unbildung in weiten Teilen der Bevölkerung leichtes Spiel hatten, dachte ich oft über mögliche Schutzmaßnahmen oder Alternativen für das scheinbar auslaufende demokratische Modell nach. Ich überlegte, wie eine Mischform aus Diktatur und Demokratie aussehen könnte. Seit dem Einschlag des Coronavirus kann ich meine Gedankenspiele in der Praxis nachverfolgen. Auch all diejenigen, die ihr Häkchen auf dem Stimmzettel möglichst weit rechts abgegeben und sich einen möglichst starken Führer gewünscht haben, auch sie erkennen nun, wie sich das anfühlt, was sie beehrten. Spielerisch dachte ich darüber nach, welche Art von Autorität ich bereit wäre anzunehmen. Welchem Diktator würde ich genügend vertrauen, um mein Mitspracherecht, meine Eigenverantwortung, meine persönlichen Freiheiten und Entfaltungsmöglichkeiten zu opfern? Ich spielte mögliche Anwärter, Anwärterinnen durch. Merkel? Sanders? Gorbatschow? Von der Leyen, Kurz, Kogler? Ein guter Diktator müsste vor allem eines sein: gut. Uneigennützig. Intelligent. Er dürfte sich nicht von niederen Motiven leiten lassen, nicht gierig, sondern selbstlos sein, müsste das Wohl aller, besonders der Unterprivilegierten im Blick haben, gegen Ungerechtigkeit und Ungleichheit vorgehen und Leben und Wohlstand seines Volkes schützen. Letztendlich fiel mir nur Papst Franziskus für diesen Job ein.

Diese nicht ganz ernsthaften Überlegungen sind innerhalb weniger Tage ernsthafte Realität geworden. Das *Gute, Richtige* hat übernommen. Ich befinde mich mittendrin in einer Diktatur von Gutmenschen. Nach den immer düster werdenden Szenarien der letzten Jahre ist das durchaus erfrischend. Aus edlen Motiven heraus, zum guten Zweck, wird die Welt umgebaut. Eine harte aber (hoffentlich) wohlmeinende Hand räumt auf. Alles wird ausgemistet. Die lächerlich gewordene Einteilung in rechts und links, die Worthülsen, die den Niedergang der Welt als Ganzes nicht aufhalten konnten, die kleinen kosmetischen Eingriffe und Kompromisse, die keine Besserung brachten, alles

scheint überwunden. In diesem Tumult, der die Wirtschaft in freien Fall versetzt, verlieren wir alle etwas von dem, was wir besaßen, und gleichzeitig gewinnen wir eine Neuordnung unserer Wertigkeiten. Plötzlich gibt es mehr Zeit als Geld. Die Natur erholt sich, Auswüchse des Massentourismus scheinen der Vergangenheit anzugehören. Der Aufruhr durchzieht all unsere Grundsätze, und während wir Normen abschütteln, verlieren wir auch Rechte und Werte, die wir als gegeben annahmen.

Verfassungsexperten erkennen in den Maßnahmen und Plänen der Regierung Einschränkungen und Verletzungen unserer Grundrechte, die vor Kurzem noch unvorstellbar waren. Nicht bloß die Bewegungsfreiheit, auch das Grundrecht auf Datenschutz, das Grundrecht auf Privatleben, sogar das Recht auf Schutz der persönlichen Freiheit ist in Gefahr. Auch wenn in dieser Woche eine Art Osterfriede ausgerufen ist, das *Overton*-Fenster ist bereits weit in Richtung eines Polizei- und Überwachungsstaats verschoben. Aus Regierungskreisen wird die verpflichtende Handyüberwachung, vom Kanzler selbst ein staatlicher Schlüsselanhänger für Menschen ohne Smartphones ins Spiel gebracht. Der Innenminister will noch mehr Polizeipräsenz und „strafen, strafen, strafen“. Wollen, müssen wir tatsächlich alle Freiheiten aufgeben, weil das alte System, in dem wir uns verfangen hatten, nicht mehr zukunftsfähig war?

Ich werde noch einiges an Nachdenkzeit benötigen. Bin noch lange nicht fertig mit dem Abwägen. Früher erschienen mir vier Wochen als lange Zeitspanne. Workoholic, der ich war, wurde mir jeder Urlaub bereits nach einer Woche zu lang. Nun zerfließt die Zeit, ohne dass ich es bemerke. Gestern beim Spaziergehen hätte ich beim besten Willen nicht mehr sagen können, ob Dienstag oder Mittwoch war. Ein Datum spielt keine Rolle mehr, mein Terminkalender, auf den ich früher stündlich blickte, hat den Inhalt verloren. Es herrscht große Narrenfreiheit inmitten meiner augenscheinlichen Unfreiheit. Vielleicht werde ich einiges aus der präcoronischen Zeit in die Postcoronawelt hinüberretten und bei anderem froh sein, wenn es für immer verloren geht? Vom täglichen Schreiben abgesehen, welche früheren Routinen und welche aus dem Lockdown werde ich in Zukunft beibehalten? Will ich wirklich irgendwann wieder jedes Champions League Match streamen oder bin ich über diese Angewohnheit hinweg? Ein Leben ohne Fußball hätte ich mir kaum vorstellen können. Heute erscheint mir das absurd. War das ich? *Die gute alte Zeit* jedenfalls, das muss ich mir gerade im Zusammenbruch der Welten bewusst machen, es hat sie grundsätzlich nie gegeben. Wenigstens aber, das bleibt zu hoffen, könnte eine gute neue Zeit bevorstehen.